

Predigt zum Palmsonntag

„Prioritäten setzen“

Predigttext: Markus 14, 3-9

Und als Jesus in Betanien war im Hause Simons des Aussätzigen und saß zu Tisch, da kam eine Frau, die hatte ein Alabastergefäß mit unverfälschtem, kostbarem Nardenöl, und sie zerbrach das Gefäß und goss das Öl auf sein Haupt. 4 Da wurden einige unwillig und sprachen untereinander: Was soll diese Vergeudung des Salböls? 5 Man hätte dieses Öl für mehr als dreihundert Silberroschen verkaufen können und das Geld den Armen geben. Und sie fuhren sie an. 6 Jesus aber sprach: Lasst sie! Was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. 7 Denn ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun; mich aber habt ihr nicht allezeit. 8 Sie hat getan, was sie konnte; sie hat meinen Leib im Voraus gesalbt zu meinem Begräbnis. 9 Wahrlich, ich sage euch: Wo das Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat.

Liebe Gemeinde,

es ist manchmal wirklich schlimm, dass man mit nur einem Schlag auf den Boden der Tatsachen gesetzt werden kann. Natürlich habe auch ich den Wunsch, dass diese Welt gerecht wird und dass die Entrechteten ins Recht gesetzt

werden. Aber ich kann es nicht. *Tatsächlich*. Obwohl ich doch damals so angetreten war. Ich wollte es doch sein: Ein Werkzeug Seines Friedens. Ich musste lernen, dass es anders als bei Robin Hood nicht so leicht war, die Welt einzuteilen in Gute und Böse. Und das ist heute noch viel komplizierter, weil die große weite Welt so klein und dicht geworden ist. Die Begriffe wahr und falsch gehen mir nicht mehr so leicht über die Lippen. Vielleicht ist mir bewusst geworden, dass es „Wahrheit“ nun auch in der Mehrzahl gibt. Dass es Perspektiven gibt, die von meiner grundsätzlich abweichen und dennoch beachtenswert bleiben. Dass wir gemeinsam uns in die verschiedenen Perspektiven einüben müssen.

Die kleine Geschichte von der namenlosen Frau, die dennoch auf der ganzen Welt im Gedächtnis bleiben soll, ist ein solcher ermutigender Perspektivenwechsel. Sie ist ein mutiger Schritt heraus aus der Resignation des Wirschaffen-es-nicht-Denkens. Es ist richtig, wir werden die Welt nicht erlösen. Es ist richtig, wir werden nicht die Angst aller Menschen lindern können vor Krankheit und Tod. Es wird immer mehr Trostlosigkeit geben als Erlösung, wenn wir handeln. Gegen alle Angst und Verzweiflung, gegen alle Trostlosigkeit und allen Schmerz steht dieses Bild der Frau, die nichts mehr tut als zu lieben. Vergeblich und absurd, denn dieses Zeichen der Liebe geschieht doch zwei Tage

vor dem Tod dieses Geliebten. Ganz konsequent reagieren die Jünger auch und sprechen von Verschwendung. In heutiges Geld umgerechnet ist der Wert bei 20.000 Euro. Scharf weist Jesus diese Gedanken zurück. Jetzt ist der Moment, genau dies an ihm zu tun: Mit sanfter und zärtlicher Hand den Körper zu streicheln und zu pflegen, der morgen brutal misshandelt werden wird. Zwei Blickrichtungen stehen gegeneinander: fürsorgliche Güte und grausame Quälerei. Und anscheinend können die Jünger nur die eine Seite sehen: Das lohnt doch nicht mehr.

Das ist wahr aus der Perspektive von Kosten und Nutzen oder von Nachhaltigkeit. Aber wenn der Blick fällt auf all die Gewalt und Zerstörung, die es gab, gibt und geben wird, bekommt das Handeln der Frau einen neuen Wert. Sie tut das nicht zweckgerichtet – da ist kein Damit-Gedanke. Sie tut es aus ihrem eigenen *Grund*. Es ist also ein *Weil*-Gedanke. Sie liebt und dankt für die Liebe, die sie empfinden kann. Sie dankt Jesus für sein Geschenk der Liebe für sie und die ganze Welt. Ihr Tun ist ohne Berechnung und ohne Absicht. Sie will nicht die Welt verändern und schon gar nicht die Welt retten. Jedenfalls nicht in diesem Moment. In diesem Moment denkt sie an den Menschen, der gerade vor ihr ist. Das ist ihre Priorität. Es war und ist gut, einfach das zu tun, was uns gut erscheint. Auch wenn es zugleich unvernünftig wirkt.

Vielleicht genauso unvernünftig wie das Herunterfahren der ganzen Wirtschaft um eine Minderheit -die Risikogruppe nämlich - zu bewahren. Ein Akt höchster Solidarität, die im Kapitalismusdenken höchst unvernünftig ist. Aber es wird ja schon diskutiert. Vernunft soll einziehen. Ich bleibe dabei. Letzten Endes geht der Kapitalismus immer über Leichen. Wirtschaftlichkeit und Sachzwänge und Vernünftig-Sein waren schon immer ein Deckmäntelchen für Brutalität. Liebe ist nicht vernünftig. Liebe ist ein Bild für die Überwindung des Todes. Paulus wird es einmal so schreiben:

„Nun aber *bleiben* Glaube, Hoffnung, Liebe – diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

AMEN

Andacht zu den 7 Worten Jesu am Kreuz – hier: „Mich dürstet“ (Joh 19,28)

Liebe Gemeinde,

kennen Sie das Wort „sitt“? Es ist das Pendant zu „satt“. Wenn man also genug getrunken hat, ist man „sitt“. Das Wort ist 1999 in einem Wettbewerb gefunden worden, weil die Dudenredaktion gemeinsam mit dem Getränkehersteller *Lipton* das Gefühl hatte, unsere Sprache sei lückenhaft. Durchgesetzt hat sich das Wort irgendwie nicht. Ich benutze es nicht und ich habe noch nie jemanden dieses Wörtchen benutzen hören. Vielleicht spricht man nicht über das Thema? Vielleicht gehören Hunger und Durst zu den Gefühlen, über die man nicht spricht. Erst recht nicht, wenn sie schon befriedigt sind.

Vielleicht ist es sogar so, dass unser Durst nie richtig gestillt ist? Mediziner raten, zwei bis drei Liter täglich zu trinken. Das ist jede wache Stunde ein volles Glas. Das schafft nicht jeder. Und dann empfinden wir Durst. Und Mediziner sagen, dass es dann eigentlich zu spät sei. Dann gab es schon erste Körperreaktionen: Gehirnleistung und Konzentrationsfähigkeit haben dann schon etwas nachgelassen. Durst ist eines der ersten Lebensgefühle des Menschen. Man sagt „Durst sei schlimmer als Heimweh“. Durst geht nur ganz kurz weg und kommt immer gleich wieder. Der reine physische, körperliche Durst sowieso und der Durst nach Leben eben auch.

„Mich dürstet“ spricht Jesus am Kreuz, vermutlich ist es mehr ein Stöhnen oder Ächzen, ein Verröcheln, das dort über seine Lippen kommt. Es sind die vorletzten Worte, danach kommt gerade noch „Es ist vollbracht“ und dann die Stille des Todes.

Ausschließlich in modernen Übersetzungen, die die Alltagssprache bzw. die heutige Sprache aufnehmen wollen, steht „Ich habe Durst“ oder „Ich bin durstig“, sonst heißt es überall „Mich dürstet“. Aber inhaltlich sind alle diese Übersetzungen gleich. Vermutlich ist es eine Geschmacksfrage, welche Übersetzung genommen wird. Mir gefällt „Ich bin durstig“ am besten. Es nimmt ganz genau auf, wie wir selbst -jeder einzelne Mensch- dieser Durst sind. „Ich *bin* durstig! Wir sind *Durst*. Der Durst ist eine Beschreibung des Mensch-Seins. Als Menschen sind wir grundsätzlich und immer bedürftig. Wir brauchen Essen, Trinken, Zuwendung und Zugehörigkeit. All das sind unsere *Lebens-Mittel*.

Als Menschen sind wir schon deshalb allezeit abhängig. Natürlich haben wir die Vorstellung, dass wir *eigentlich* alles alleine können. Aber mindestens am Lebensanfang und oft auch am Lebensende nehmen unsere Möglichkeiten ab, das Leben alleine zu gestalten. Bis zuletzt in unserem Leben brauchen wir diese vier Lebensmittel. In irgendeiner Weise müssen wir sie bekommen. Sterbende Menschen brauchen bis zuletzt Zuwendung und etwas zu trinken. Pflegende

Angehörige wissen das und tun das, auch wenn der Sterbende nicht mehr selbst trinken kann, und befeuchten die Lippen und den Gaumen.

Wenn wir den Text der Johannespassion hören, dann ist da immer der Verweis „und das geschah, damit sich die Schrift erfüllt...“. Wie wenn alles des Schriftbeweises bedürfe. Wie wenn selbst der Evangelist Johannes zu vergessen scheint, dass da ein Mensch stirbt. Aber Jesu Worte bei Johannes beschreiben exakt das, was das Letzte ist, was Menschen brauchen. Zuwendung und Wasser. Es geht um das Menschliche.

„Seht den Menschen“ sagte Pilatus noch im Gerichtsverfahren. Das ist es. Da stirbt ein *Mensch*. Er stirbt qualvoll. Er stirbt einen dreckigen Tod. Aber nicht ohne Hoffnung.

Dabei geht es natürlich um uns persönlich. Denn auch wir sind Zeugen von Tod und Sterben. Auch von qualvollem und ungerechten Sterben. Wie Menschen auf dem Bauch liegend beatmet werden und die Luft nicht reicht. Wie Ärzte und Pfleger entscheiden müssen, wer beatmet werden kann und wessen Leben zu Ende gehen muss. Und wie einem selbst der Atem stockt, wenn man diese Bilder aus Italien, Spanien, USA und auch Deutschland sieht. Und man sich unwillkürlich fragt: Und wie wird mein Sterben sein? Mit welcher Sicherheit dürfen wir leben und weiterleben?

Das einzig Sichere ist -neben dem Tod- dass wir bis zuletzt Durst haben werden nach Leben, nach Zuwendung, nach zu trinken. Wir werden wirklich nie „sitt“ sein. Das ist das sichtbare und erlebbare Zeichen des Lebens. Die Bedürftigkeit ist das Zeichen dafür, dass wir noch Leben. Erst im Tod, wenn wir also Gott schauen werden, hört die Bedürftigkeit auf. Dann wird uns nichts mehr fehlen.

Auch dessen bin ich mir sicher. Aber alles andere ist noch offen bei uns Menschen. In einem Gedicht von Marie Luise Kaschnitz heißt das dann so:

Steht noch dahin

Ob wir davonkommen ohne gefoltert zu werden,
ob wir eines natürlichen Todes sterben,
ob wir nicht wieder hungern,
Abfalleimer nach Kartoffelschalen durchsuchen,
ob wir getrieben werden in Rudeln,
wir haben's gesehen.
Ob wir nicht noch die Zellenklopfsprache lernen,
den Nächsten belauern,
vom Nächsten belauert werden,

und bei dem Wort Freiheit
weinen müssen.

Ob wir uns fortstehlen rechtzeitig auf ein weißes Bett
oder zugrunde gehen am hundertfachen Atomblitz,
ob wir es fertigbringen mit
einer Hoffnung zu sterben,
steht noch dahin,
steht alles noch dahin.